

# Leben und Leiden des Joachim Ringelnatz

Ein Beitrag zu seinem 139. Geburtstag



Handsigniertes Porträt von Joachim Ringelnatz („Ich grüße meine Geburtsstadt Wurzen! / Joachim Ringelnatz / Berlin / Ostern 1932“), welches er mit einem Brief 1932 dem ehemaligen Museumsdirektor Kurt Bergt schickte, Foto: Atelier Geiringer & Horovitz, Wien

In seinem Gedicht „Ehrgeiz“ schrieb Joachim Ringelnatz, der eigentlich Hans Bötticher hieß, dass an ihm alle Ehre vorbeigegangen sei, „bis auf zwei Orden, die jeder besitzt“. Dabei pfeife er durchaus nicht auf Ehre und wünsche sich, dass nach seinem Tode ein Gässchen nach ihm benannt werde. Dort würde er spuken [1].

In diesen Versen offenbarte der Dichter sein Verlangen nach Respekt und Anerkennung für sich und sein Werk, von dem er hoffte, dass es ihn überleben würde. Die sächsische Stadt Wurzen, in der er am 7. August 1883 geboren wurde, hat eine kleine Straße nach ihm benannt. Ob er, der von sich ironisch

behauptete, dass er etwas schief ins Leben gebaut sei, wohl darin spukt [2]?

## Kindheit, Jugend und frühe Mannesjahre des werdenden Dichters

Seine Familie hat bis März 1888 in Wurzen gelebt. Der Vater, Georg Bötticher (1849 – 1918), war als Musterzeichner für Tapeten tätig. Daneben veröffentlichte er humoristische Geschichten und Gedichte, die er zum Teil im sächsischen Dialekt verfasste. Auch die Mutter, Rosa Marie Mathilde, geb. Engelhart (1857 – 1924), war künstlerisch begabt.

Im Jahre 1888 zog die Familie nach Leipzig und wohnte zunächst an der inzwischen verfüllten Alten Elster [3]. Der kleine Hans Bötticher war von dem Fluss mit seiner Uferromantik tief beeindruckt. Viele Jahre später schrieb er, dass er damals die Abenteuer seiner Sehnsucht voraus erlebt habe. „Höchste Wonne“ empfand er bei einer Dampferfahrt auf der Weißen Elster, die so schmal war, dass das Schiff nicht wenden konnte. „Ein geheimnisvoll lockender Trieb“ etwas zu erfinden, bestimmte all seine kindlichen Unternehmungen.

In der Schule fühlte er sich jedoch gefangen, was seinen Widerstand herausforderte. So wurde er wegen einer Tätowierung des Gymnasiums verwiesen und erlangte nur auf einer der „Drillschulen“, die man als „Presse“ bezeichnete, mit großer Mühe das Reifezeugnis. Von seinen Lehrern, die ihn ängstigten, hielt er „(bis auf einen Fall)“ sehr wenig [4]. Bei diesem „Fall“ handelte es sich um Dr. Dörry, den Hans, der wohl seinen Ruf als „Hauptwurst“ festigen wollte, unverschämt fragte, ob er für fünf Minuten das in der

Nähe befindliche Bordell besuchen dürfe, worauf der Lehrer ihm beschied: „In fünf Minuten bist du zurück“. Diesen souveränen Mann hat er sein Leben lang verehrt.

Nach dem Schulabschluss wollte er Seemann werden und setzte seinen Wunsch trotz aller Warnungen in die Tat um. Er ahnte nicht, dass ein wahres Martyrium auf ihn wartete. Als Schiffsjunge wurde er vom Kapitän, der ihn wegen seiner geringen Körpergröße nur Seppl nannte, ständig gedemütigt, vom Steuer- und Bootsmann geschlagen und von den Matrosen gehänselt. Zusammen mit seinem französischen Kameraden musste er die schwersten Arbeiten verrichten, und „Kranksein“ gab es nicht.

Bei späteren Seefahrten erging es ihm besser. Aber so sehr er das Verlangen in sich fühlte, „Fernes, Wildes und Konträres zu erleben“, führte ein neues Gesetz, das für jeden Seefahrer eine Mindestsehnsucht verlangte, zum Ende seiner maritimen Laufbahn, wenngleich sein Sehvermögen noch zum Militärdienst als „Einjähriger auf See“ ausreichte. So ließ er sich zum Handelsgeliefen ausbilden, um am Ende als Hausdichter im Münchner „Simpel“, der Brettbühne der Kathi Kobus (1854 – 1929) zu landen. Hier erntete er ersten Ruhm, aber Ansehen versuchte er im Krieg bei der Flotte zu erringen [3, 5]. Sich allen Strapazen aussetzend, strebte er danach, Offizier zu werden. Doch auch hier schien alle Ehre an ihm vorbeizugehen, denn der Kompanieführer, der wie die anderen Offiziere einen großen „langgelockten Dichter“ erwartet hatte, äußerte, als er den kleinen Hans

Bötticher mit seiner großen Nase gesehen hatte: „Dieser Kröpel wird auf keinen Fall Offizier“. Er wurde später doch zum Leutnant befördert, worauf er sehr stolz war. Als er jedoch nach dem Krieg unbeachtet in München eintraf, erkannte er bitter enttäuscht, dass es keine Offiziere mehr gab. Und nachdem er das von ihm selbst bei Kriegsbeginn verfasste Testament geöffnet hatte, musste er weinen, weil niemand zu ihm gesagt hatte: „Willkommen nach dem Kriege in der Heimat.“ [6].

### Der große Dichter Joachim Ringelnatz

In dieser Krise wurde jedoch aus Hans Bötticher der bedeutende Dichter, Maler und Kabarettist Joachim Ringelnatz. Eigenwillige und bildkräftige Gedichte sprudelten aus ihm heraus, und seine junge Frau Leonharda, geb. Pieper (1898 – 1977), die er Muschelkalk nannte, übertrug und ordnete die flüchtig notierten Verse zu Manuskripten.

Zunächst überwogen provokante Texte, wie die Gedichte um den Seemann Kuddel Daddeldu oder die Turngedichte. Zu ihnen gehörte die Satire „Klimmzug“, in der es heißt: „Klimme wacker, /Alter Knacker! /Klimme, klimb /Zum Olymp!“ [7]. Seine Texte trug der Dichter bei seinen Brettli-Auftritten unverwechselbar vor und gewann damit bekannte Künstler und Schauspieler, wie Asta Nielsen (1881 – 1972) als Freunde. Im Jahre 1922 stand er auch mit Bertolt Brecht (1898 – 1956) auf der Bühne, den er aber nicht mochte, und wer ihm nicht passte, wurde kalt und schroff abgewiesen [3, 8]. Dies stellte für ihn eine Form des Selbstschutzes dar. Denn unter seinen derben Späßen verbarg er „eine unheilbare, tiefverborgene und mit Alkohol übergossene Trauer“ [9], die sich vor allem in seinen Ölgemälden offenbart. Seiner labilen Konstitution war er sich früh bewusst. Dafür spricht eine Anekdote, die die Schau-



Das Geburtshaus von Joachim Ringelnatz in Wurzen während der aktuell noch laufenden Sanierung. Die Neueröffnung ist im Frühjahr 2023 geplant.

spielerin Toni van Eyck (1910 – 1988) überliefert hat. Als sie ihn in einem Berliner Café überraschte, gab er ihr einen Kuss, bat sie aber, woanders Platz zu nehmen, denn er habe noch zu tun und zu sterben [3].

Dennoch erfüllte ihn eine heitere Schaffensfreude, die er in seinem Gedicht „Am Sachsenplatz: Die Nachtigall“ in die Worte fasste: „Es sang eine Nacht ... Eine Nachti ... /Ja Nachtigall am Sachsenplatz ... Sie sang, so schien/ Es mir, für mich, für Ringelnatz“ [10]. Umso tiefer trafen ihn das Auftrittsverbot, das die Nazis über ihn verhängten und die Verbrennung vieler seiner Bücher, ganz abgesehen von der materiellen Not, in die er geriet.

### Krankheit und Tod des Dichters

Schon von Krankheit gezeichnet, trat er 1934 noch einmal in Basel und danach in Zürich auf. An seine besorgte Frau schrieb er: „Ich wurde hier in Zürich sehr krank [...] durch eine Grippe. Aber ich war so schwach in den ersten 4 Züricher Tagen, daß ich den ganzen Tag über mit Fieber (immer schwitzend) im

Bett lag und dachte, ich würde sterben...“ [8, 11]. Da weder das Fieber, noch seine Heiserkeit wichen, stellte er sich in Berlin einem Laryngologen vor, der keine spezifischen Veränderungen am Kehlkopf erkennen, aber Tuberkelbakterien im Sputum und somit eine offene Tuberkulose nachweisen konnte [3]. Eine aktive Phthise entwickelt sich nach Erstkontakt nur bei den zehn Prozent der Infizierten, denen es nicht gelingt, die Erreger durch Ausbildung eines Primärkomplexes in die Ruhephase zu zwingen. Aber auch die ruhende Infektion kann bei einer Schwächung des Immunsystems zu jeder Zeit in eine aktive Phase übergehen und eine postprimäre, häufig offene spezifische Erkrankung auslösen [12]. Hatten die unstete, ausschweifende Lebensweise, die ständige Überanstrengung und der übermäßige Alkoholenuss bei Joachim Ringelnatz ihren Tribut gefordert? Oder traf die Vermutung Muschelkalks zu, wonach die Tuberkulose, „die vielleicht schon lange an ihm zehrte“, durch die politische und finanzielle Lage im Jahre 1934 zum Ausbruch kam [13]? Sicher werden

sowohl physische als auch psychische Faktoren das Immunsystem des Dichters geschwächt haben, denn die Krankheit brach bei ihm aus, als ihm der schwer errungene Respekt, die Anerkennung und die Ehre genommen wurden.

Auf die psychischen Aspekte, die den Ausbruch der Tuberkulose begünstigen, wiesen schon Huebschmann und Studt hin [14, 15]. Neuere Untersuchungen zeigen eine enge Beziehung zwischen der Tuberkulose und depressiven Erkrankungen [16]. Erst die Spenden seiner Freunde und Anhänger ermöglichten die Behandlung des mittellosen Dichters im Tuberkulosekrankenhaus Waldhaus/Charlottenburg, das der namhaften Spezialist Prof. Dr. med. Hellmuth Ulrici (1874 – 1950) leitete. Aus dem Aufnahmebuch der Klinik geht hervor, dass Joachim Ringelnatz an einer doppelseitigen, exsudativen Lungentuberkulose erkrankt war, einer prognostisch ungünstigen fieberhaften Verlaufsform der Phthise, die unter dem Bilde einer lobären käsigen Pneumonie verläuft [17, 18].

Der Dichter hat uns ein Krankenhaus-Tagebuch hinterlassen, das Beobachtungen enthält, die vom 7. Juni bis zum 2. Oktober 1934 reichen. In seiner ersten Eintragung beschreibt er die Klinik und seinen Tagesablauf. Dazwischen

findet sich die Notiz „abends Nachtigall“ und gleich darauf „morgens Nachtigall ...“ [19]. Bereitete sich in ihm, der sein erhöhtes Selbstgefühl in der Dichtung „Am Sachsenplatz: Die Nachtigall“ gefeiert hatte, jenes andere bittere Gedicht „Großer Vogel“ vor, in dem er das Verstummen und das einsame Sterben der gefangenen Nachtigall ergreifend schildert?

---

**„Die Nacht war abscheulich für mich. Ich lag ständig unter Schweiß, hustete viel, und die Rippen taten mir weh“**

---

Noch hoffte er zu genesen und freute sich über seine geringe Gewichtszunahme, obwohl er nur flüstern konnte, worüber er selbst und Muschelkalk berichteten [19, 21]. Da bei ihm Menthol-Öl-Einträufelungen (er nannte sie Spritzen) annehmbar in den Kehlkopfbereich vorgenommen wurden, dürfte die Tuberkulose inzwischen auf den Larynx übergegriffen haben. Das in diesen Fällen übliche Schweigegebot wurde dem Dichter jedoch nicht auferlegt und das Rauchverbot vermochte er nicht einzuhalten [18, 22]. Am 27. Juni 1934 schrieb er jedoch enttäuscht:

„Habe nichts zugenommen.“ Als die Oberschwester beim Wiegen sagte: „Er hat einen Kummer gehabt.“, erwiderte er: „Ja so ist's.“

In den folgenden Tagen traten hohes Fieber und Stiche in der Brust auf. Die Ärzte wechselten nun vom Codein auf das stärkere Dicodid, um die Schmerzen zu lindern. Dennoch erzitterten „bei jedem Hüsterchen“, so schreibt er, alle Teile seiner Brust. Offensichtlich hatte er eine Pleuritis sicca entwickelt, die mit einem Jodanstrich der betroffenen Brustbezirke behandelt wurde, den Joachim Ringelnatz als sehr entlastend empfand, obwohl ihm Ulrici vor allem eine ablenkende Wirkung zuschrieb [18]. Daneben legte man ihm einen Dachziegel-Pflasterverband an und nutzte warme Wickel. Die Nächte überstand er zunächst mit Baldrian und später mit dem deutlich stärkeren Schlafmittel Luminal.

Am 16. Juli 1934 notiert er: „Die Nacht war abscheulich für mich. Ich lag ständig unter Schweiß, hustete viel, und die Rippen taten mir weh“, und am 26. Juli findet sich der Eintrag: „ach Gott sei mit mir.“ [19]. Am 3. September schrieb Muschelkalk an einen Freund: „Es geht Ringel schlecht. Er ißt fast nichts mehr.“ [22]. Wenige Tage darauf berichtete der Dichter selbst über eine heftige schon fünf Tage anhaltende Luft-

röhrenentzündung. Im Tagebuch klagt er: „Meine ganze Brust tut weh, wenn ich den geringsten Bissen oder Schluck zu mir nehme.“ Diese Symptome weisen darauf hin, dass es bei Joachim Ringelnatz inzwischen zu Destruktionen des Kehlkopfknorpelgewebes gekommen war. In seinen Aufzeichnungen erwähnt er ständige Durchleuchtungen. Dieser Eintrag spricht dafür, dass bei ihm lokale therapeutische Röntgenbestrahlungen eingesetzt wurden, von deren schmerzlindernder Wirkung sowohl Prof. Ulrici, als auch sein Oberarzt in ihren Veröffentlichungen berichten [18, 23]. Dieser Effekt trat bei dem kranken Dichter relativ schnell ein. Der Appetit wurde besser und er aß ausgiebig. Dennoch nahm seine Schwäche zu, sodass er kaum das Quecksilber im Thermometer runterschlagen konnte. Wenige Tage zuvor hatte er einen heftigen Durchfall bekommen, wobei Opium nur in Verbindung mit Atropin half. Nachdem das letztere Medikament abgesetzt worden war, schrieb er verzweifelt: „Ach, die Nacht! Wie habe ich sie mit Qual überstanden, denn das Opium wirkte nicht lange, und Atropin bekomme ich nicht mehr [...] meine Phantasie musste mich in Träume bannen, [...] Heute etwas mutiger.“ Offensichtlich hatte sich die offene Tuberkulose in den Gastrointestinaltrakt ausgedehnt. Dabei kommt es in der Regel zu multiplen Ulcera, die sich von der Bauhin-Klappe ausgehend in den Dünn- und Dickdarm ausbreiten. Beteiligungen des Bauchfells sind nicht selten [18].

Muschelkalk, die vom Arzt über „Ringels“ aussichtslosen Zustand aufgeklärt worden war, fand ihn kurz darauf in froherer Stimmung. „Er war“, so schreibt sie, „so lebendig und genial wie seit Ewigkeiten nicht, [...]“. Dabei hatten sich die Durchfälle medikamentös nicht bessern lassen [19, 24]. Für die Anlegung eines Pneumoperitoneums, des in

dieser Zeit einzig wirksamen Eingriffs zur Behandlung der Darmtuberkulose, finden sich im Tagebuch des Dichters keine Hinweise [23]. War es zu spät dafür?

Am 3. Oktober 1934 wurde Joachim Ringelnatz als unheilbar aus dem Krankenhaus entlassen. Er freute sich darauf, nachhause zu kommen und notierte im Tagebuch: „Nach einem ergiebigen Schläfchen bestellen wir uns ein Auto und gondeln zum Tor hinaus. Der Mietwagen ist einer Hochzeit wegen mit Blumen geschmückt, und wir reisen vergnügt an dem muffigen Portier vorbei.“ [3, 19].

Nun hoffte er, an seinem Roman weiterarbeiten zu können. „[...] und dann ging es nicht“, schreibt Muschelkalk. Er weinte und sagte: „Und ich hatte mich so aufs Arbeiten gefreut.“ Seine Gefährtin wusste: „An dem Tag ist er eigentlich schon gestorben“, wengleich sein Leiden erst am 17. November 1934 endete [25].

Überlebt haben seine Gedichte, von denen eines von besonderer Aktualität ist. Er verfasste es für die Schauspielerin Asta Nielsen, um sie vor Kompromissen mit den Nazis zu warnen. Darin schreibt er zunächst aus der Perspektive gelebter Erfahrung: „So ist es uns ergangen. / Vergiß es nicht in beßrer Zeit!“ Aus diesem Blickwinkel den todbringenden Charakter des Regimes deutlicher erkennend, rief er der Freundin zu: „Dir hängt ein Herz in deiner Brust/Das darfst du nie verlieren.“ [26]. ■

Meiner Frau, Rosel Seifert, zum Gedächtnis.

Literatur unter [www.slaek.de](http://www.slaek.de) →  
Presse/ÖA → Ärzteblatt

Dr. med. Dietmar Seifert, Delitzsch